

Viertes Heft

Das Innere deines Hauses gehört dir, aber das Äußere gehört dem Vorbeigehenden, der es anschaut.

Spruchwort

Die Hütte mit Reis

Man weiß nie, was man in einer Hütte findet, deshalb gehe ich hin. Diese hier ist grau, sie fügt sich gut in die Landschaft ein. Man könnte meinen, es habe eine kleine private Feier stattgefunden, vielleicht war es aber auch ein kleines Drama. An einem Nagel hängt ein schwarzer Holzrahmen, mit nichts drin. Ich setze mich auf den Lattenrost, der groß genug ist für eine ganze Familie. Warum sollten sie nicht heute Abend vorbeikommen? Wir würden ein einfaches Abendessen zubereiten. Zwei Töpfe auf dem Boden, der eine gusseisern, der andere aus Eisen. Ein Sack Reis. Sardinen. Hör doch auf. Es ist niemand da. Nur ein toter Vogel unter dem Bett. Er liegt auf einem Flügel, beige Kehle, aschbraune Flaumfedern. Ungekochter Reis liegt um ihn herum verstreut wie bei einer Hochzeit. Eine Säge. Der Sonnenuntergang scheint durch ein Fenster herein und entzündet das Gefieder. Ich hier, mit diesem kleinen erleuchteten Verstorbenen, in der zu weiten Landschaft.

Unpässlich

Vollmond. C. und ich haben unsere Regel gemeinsam, gleichzeitig. Sie hat Seife, weiß aber nicht, wie sie es anstellen soll. Wir warten, bis es dunkel wird und machen zwei Wannen voll Wasser heiß. Diese Hygienemaßnahme schweißst uns vorübergehend zusammen.

Ein Zimmer für sich allein

An den allermeisten Tagen entdecken wir Z. morgens ausgestreckt auf der Bank des Steuerhauses, von wo aus er das Meer und seinen Navigationsbildschirm überblickt. Richtiger wäre es zu sagen, dass Z. uns entdeckt, denn er sieht uns als erster. Er schwebt einen guten Meter über dem Schiffsinernen. Er überwacht die Fahrt der *Artemis* und hat doch alle Zeit zuzusehen, wie wir aus unseren Kojen steigen. Sich unsere Morgengesichter anzusehen, meine verquollenen Augen, meine fehlende Eleganz oder, wie

heute Morgen, die verborgene Wonne eines Traumes.

Ich drehe ihm den Rücken zu.

Ich habe von einer Badewanne geträumt und einem Zimmer ganz für mich allein. Natürliches Licht schien auf die Laken. Ich blieb einen Augenblick auf der Bettkante sitzen, in diesem Bett hatte ich lange geschlafen, in einem kurzen Nachthemd. Mit den Fußspitzen streifte ich über die sauberen Steine am Boden und erforschte vorsichtig den Raum, den ich zur Verfügung hatte, und erinnerte mich dabei an die abgelegene romanische Kirche in einer Gegend der Toskana, wo ich einen Sommer verbracht hatte. Ein Windstoß bewegte einen baumwollenen Vorhang. Ein großer Rosmarinstrauch in der Ferne versetzte mich in Verückung. Mein Blick fiel auf eine Art Altar aus Sandstein; jemand hatte einen Teller mit Blutorangen und Granatäpfeln hingestellt, vor lauter Wohlbehagen sagte ich lange kein Wort.

Wettrennen

Meinem Fußknöchel geht es wieder besser, das Kurkuma hat gewirkt. Ich habe darum gebeten, dass sie mich absetzen, aber Z. wollte nicht, er hat mich in meine Schranken verwiesen und von Fräulein-Launen geredet. Ich balle eine Faust in der Tasche. Das Prinzip der kommunizierenden Röhren: Ich bekomme sofort einen Hals. Und verschwinde in meiner Kabine. Z. klopft an die Tür. Einverstanden, er räumt mir eine halbe Stunde ein. „Und was sagt man?“ Er wartet eine Sekunde auf ein Dankeschön, das nicht kommt. So ein Mistkerl, er wird mit mir zusammen am Ufer des Fjords laufen gehen. Ich schlucke ein starkes Schmerzmittel.

Ich bin schneller gelaufen, um Boden gutzumachen. Dass er von Anfang an so schaltet und waltet, wie er will, da könnte ich losbrüllen. Er lief ohne Anstrengung auf meiner Höhe, und so liefen wir und rannten dabei um die Wette. Sein kleiner Jockey-Körper, auf unerträgliche Weise souverän. Es war kein Spiel, es war unsympathisch und schäbig. Ich habe mich abgemüht und mein Bestes gegeben, ohne dass man es mir angemerkt hätte. Dann

hat er plötzlich wortlos eine Kehrtwende gemacht. Und seltsam, schon in dem Augenblick, als er weglief, fühlte ich mich orientierungslos. Seine Gegenwart ertrug ich nicht, aber auch seine Abwesenheit ist mir nicht recht. Er war der große Schatten, gegen den ich angelaufen bin. Ich spürte die Trostlosigkeit des Ortes. Die leere Landschaft schluckte mich. Ich lief gegen das Gefühl an, dass meine Beine schlappmachten, dann streckte ich mich doch auf dem eiskalten, feuchten grauen Sand aus. Mich froh und ich zitterte, ich konzentrierte mich auf den Eisengeschmack in meinem Mund. Ich erinnerte mich an eine Tiefgarage aus unverputztem Beton, an deren Entwurf ich Vergnügen fand, in der es keinerlei Grund gäbe, Angst zu haben. Ich habe mich wieder gefangen. Mein Knöchel hat mich in Schwung gebracht. Es war kalt. Der Wind frischte auf, das Meer kräuselte sich in der Ferne. Mir fiel plötzlich die Wolkenwand auf, von der Z. uns am Morgen erzählt und vor der er uns gewarnt hatte. Deshalb wollte er also unverzüglich den Anker lichten, um uns diesen böigen Wind zu ersparen.

Schnell rannte ich zurück zum Schlauchboot, wo er schon wartete, mit seiner erstklassigen Waffe: dem kühlen Schweigen des Kapitäns.

Ankleiden

Für zwei Personen, die stehen, reicht der Platz in der Kabine nicht. Während die eine sich anzieht, muss die andere im Bett bleiben. Abwechselnd werden wir zum Gegenstand unserer Neugier. C. hat einige Ticks. Sie berührt mit ihren nackten Füßen nie den Boden. Sie macht Verdrehungen, um Strümpfe und Hausschuhe anzuziehen. Sie bedeckt ihre Brüste schnell mit einem beigen BH und legt ihre Nachtsachen zusammen. Ich weiß, wie sie beim Aufwachen riecht, sie verschönt den Geruch mit einem Hauch Jasmin. Zwangsläufig kennt sie auch meinen. Sie zieht sich fertig an. Schüchtern wirkt das bei ihr, knittrig wie eine Mohnblume im Ganggestein. Ich weiß nicht, ob die Unruhe ihre eigentliche Natur ist. Das wäre ja schrecklich. Ein Grundzustand,

der mich an die überempfindlichen Zeiger der Zifferblätter an Bord denken lässt.

In der Eile (um mir Platz zu machen?) kommt es vor, dass sie das Gleichgewicht verliert und sich eine Grimasse schneidend an der Wand festhält.

Wir könnten eigentlich darüber lachen, aber sie ist schon woanders, schon in der anderen Realität, von der sie schlecht behandelt wird, und ihr Tagesgesicht kommt wieder zum Vorschein. Währenddessen streiche und drücke ich in meinem Sarkophag mein Haar glatt und zähme es mit dem Haargummi.

Sind wir womöglich zwei Hänge desselben Berges?

Pullover

C. zieht etwas aus ihrer Tasche, ein indigoblaues Wollteil. „Oh Wunder!“ Sie hat gerade ein letztes sauberes Stück aus Wolle unten in ihren Sachen gefunden. Sie hält es sich an die Nase, atmet tief ein, und dreht sich zu mir um. Als sei dieser Pullover die zuverlässige Verbindung zu ihrem Heimathafen. Ihre wie benebelt wirkenden Augen blicken mich an, ohne mich zu sehen, ich lächle, was sollte ich anderes tun? Sie hält ihn mir unter die Nase, um mir zu demonstrieren, wie gut er riecht. Ich entziehe mich und drehe den Kopf weg, um zu verbergen, dass ich sie beneide. Unter dem Anschein von Naivität verbirgt sich bei C. doch ein kleines Miststück.

Bei unserer Ankunft werde ich meine Socken verbrennen.

Ewigkeit

Ich finde zunehmend Gefallen an undiszipliniertem Verhalten. Ich habe keine Angst mehr vor der Landschaft. Ich bin lange zu Fuß unterwegs und sage vorher nicht Bescheid. Ich renne aber nicht mehr. Dieses Tal könnte man „Ewigkeit“ nennen. Zunächst meint man, es seien nur Geröllhänge. Und dann kommt es. Das Gelb und Grün, das dem Stein aufgeprägt ist. Je mehr ich unter-

scheiden kann, umso mehr entfaltet sich. Die Flechten. Sie verbreiten sich, kriechend, auch wenn die schlimmsten Winde über sie hinwegfegen. Einige haben ein verblasstes Grün, das ins Grau spielt, sie bröckeln einem unter den Fingern weg, man könnte meinen, es sei Asche. Nein. Sie überspringen die Jahrhunderte, drehen allen Denkmälern eine lange Nase, ihre Haftwurzeln versenken sich in den feindseligen Granit versteinertes Gletscher. Stunden mit diesem rauen Gewebe, diesem majestätischen Bastgewebe. Ihre Stille auf dem genarbten Felsen. Keine Bewegung und alles entwickelt sich. Ein Teil meiner Ängste zieht sich zurück. Der Wind pfeift über die Felskante.

Botanik

C. umwirbt uns. Sie würde uns gern die Struktur von Flechten und Moosen näherbringen. S. hat die Geduld dafür nicht und setzt sich von der Gruppe ab. Z. meint, er habe keine Zeit für eine Pause und T. tut es ihm gleich. Ich bin noch unsicher, ob ich irgendeine Angelegenheit vorschützen soll. N. bleibt als einziger bei ihr. Ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit. Er stellt freundliche Fragen. Ich höre, wie C. ihm erklärt, dass Flechten das Ergebnis einer Symbiose zwischen einem Pilz und Zellen sind, die man den Algen zuordnet. Er staunt, sie freut sich darüber. Sie wird nach einigen Algenexemplaren suchen, zum Vergleich. Sie erklärt, wie diese wurzellosen Pflanzen ohne Stängel und Blätter sich weiterentwickeln und die undankbarsten Böden bevölkern – es sind Pionierpflanzen. Zum allerersten Mal trägt sie ihr Wissen so gelassen vor. Zwischenzeitlich habe ich mich dazugesellt. Schließlich stelle auch ich eine Frage, zu den Flechten, die etwas Schorfiges und Rindenartiges haben. Ganz natürlich antwortet sie, es handele sich um „Krustenflechten“ und ihr Gesicht irisiert, ohne Überlegenheit. Ich zeige ihr nicht, dass ihre Arbeit und ihre Art, uns davon zu erzählen, interessant, ja großartig ist. Sie bemerkt eine tote Biene und lässt sie in ein Tütchen gleiten. Wir stehen auf. N. dankt ihr für diese Unterrichtseinheit, er sehe die Flechten jetzt mit anderen Augen.